Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 15 (1939-1940)

Heft: 27

Artikel: Im Dienste der Heimat

Autor: Mattes, Eugen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-711763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich bin ein Soldat

«Das hätte doch der Herr Major sehen können, daß ich zwei Bretter hier zum Unterstand hintrage, warum denn immer melden, was sich doch von selbst versteht.»

Kopfschüttelnd trottete Füsilier Christoffel weiter: «Es gibt halt doch Sachen im Militär, die unsereins einfach nicht verstehen kann.» Anders empfand der Herr Major, der eben vom Bataillonsrapport gekommen war, wo ihm sein Baufachchef gemeldet hatte, daß die Bretter zur Abdichtung des Unterstandes C heute eingetroffen seien. Die Meldung des Füsiliers Christoffel hätte ihm also bestätigt, daß die Sache in Ordnung, und die Weisung seines Baufachchefs an die 3. Kompanie durchgegangen war. Die Bretter wurden geholt, und die Abdichtung konnte bis zum Abend fertig werden. Das war ihm eine wertvolle Meldung, wußte er doch, daß jeder auf seinem Posten seine Pflicht tat. Aber der Füsilier Christoffel wußte eben nicht, daß der Herr Major vom Rapport gekommen war, und daß er sich um diesen Transport interessiert hatte. Und am Hauptverlesen verkündigte der Hauptmann nur, der Herr Bataillonskommandant wünsche, daß besser gemeldet würde.

«Ach wozu denn auch», dachte die halbe Kompanie und die andere Hälfte dachte gar nichts, sondern ließ auch diesen Spruch, wie schon manchen, über sich ergehen.

Es sieht eben vieles von unten her anders aus, als von oben. Und wenn der Herr Kp.Kdt. mit seinem Feldweibel nach der zwei Stunden weit hinten gelegenen Alp marschiert, wo ein Teil seiner Leute auf Wache steht, und es begegnet den beiden ein Fuhrwerk, von einem Säumer geleitet, so nimmt es diesen Hauptmann sicher wunder, was nun der Säumer zu Tale führt und was er für einen Auftrag hat. Aber der Säumer, der eben ein wenig eingenickt war, und — aufgeschreckt durch das: «Chönned Sie nid melde, he» ganz vergeistert umhergeschaut, wer denn ihn aus seiner Ruhe störe, — dieser Säumer begriff eben auch nicht, was das für Leute seien, die nur ans Melden dachten und nie an den Schatz, der jetzt vielleicht gerade am Erdäpfelgraben war, und auch an ihn, den Säumer, dachte. «Nein, diese Offiziere sind merkwürdige Menschen.» «Wenn er, der Heiri, in Zivil mit einem Fuhrwerk ins Tal hinunterfuhr und wenn er dann meinetwegen dem Gemeindepräsidenten begegnete, so verlangte dieser auch nicht, daß er ihm meldete; aber hier im Militär, da war alles anders, da mußte man eben Dinge tun, die man in Zivil nie tat. Dafür ist es eben das Militär.» Nach diesen kurzen Umwegen wanderten des Säumers Heiri Gedanken wieder zu seinem erdäpfelgrabenden Schatz, der unterdessen einen ganzen Sack voll ausgegraben haben mochte. Daß ihn der Hauptmann, der diesmal die Sache auf sich beruhen ließ und schon lange verschwunden war, aufgerufen hatte, das merkte er erst, als sein Pferd vor dem Kp.-Büro stand. Eines hatte er nicht begriffen, daß er eben Soldat war und daß damit das zivile Leben aufgehört hatte. Der Säumer Heiri verstand nicht, daß er als Soldat einer war von den Tausenden, die aber alle aufeinander angewiesen sind.

*

«Ich bin Soldat», das heißt, ich bin einer von den vielen Tausenden, aber diese Tausende setzen sich alle aus Einzelnen zusammen und wenn nicht jeder an seinem Posten das tut, was nun gerade *seine* Pflicht ist, dann fehlt eben ein Glied in der Kette, die doch festhalten soll. Darum muß er darauf achten, sobald als möglich mit seiner Fuhre vor dem Kp.-Büro zu stehen, denn der Materialverwalter hat schon den Beschlagstock mit der Schuhmacherkiste bereitgestellt, die der Säumer Heiri noch auf den Posten F. führen muß, damit man dort morgen mit dem Nageln der Schuhe beginnen kann.

Ich bin Soldat und dafür verantwortlich, daß dieser eine Auftrag zur Zeit und so wie er befohlen war, durchgeführt wird. Denn ein Befehl entspringt einer Ueberlegung und aus einer Notwendigkeit. Und weil es im Militärdienst schließlich darauf ankommt, unsere Heimat zu schützen, also alles einzusetzen für die Freiheit unseres Volkes, darum muß nun gerade heute und zu dieser Stunde der Säumer Heiri diesen Befehl ausführen, denn diese Ausführung gehört zur Vollendung eines Werkes, das ein Teil der Grenzbesetzung ist. Ja, der Säumer Heiri ist Soldat und dient in diesem Augenblick an *seinem* Ort und in *seiner* Weise dem Ganzen.

Ich bin Soldat, bin einbezogen in das unübersehbare Heer, das nur bestehen kann, wenn jeder da, wo er steht, sich dem Ganzen opfert. Und das ist das Reizvolle am Soldatsein, das Bewußtsein, jetzt kommt es hier und zu dieser Stunde auf mich an, daß *ich* nicht versage. So oft hört man den Ausspruch: «Wozu das? Auf mich kommt es nicht an.» Das ist der unsoldatischste Ausspruch, den ich mir denken kann, denn wenn hundert Einzelne so denken, dann bestehen eben hundert Lücken und wie leicht ist es möglich, daß tausend so denken. Ich setze aber meine Ehre darein, nie so zu denken, denn

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

Hinter den hellerleuchteten, mächtigen Glasscheiben des Großrestaurants «Limmat» saß eine bunte Menge dichtgedrängt an den kleinen Tischen. Diese Gaststätte an der Hauptstraße der Stadt, war wie eine Insel, auf welche der nie rastende Verkehr seine Menschen ausspuckt. Leichtfüßige Serviertöchter bahnten sich einen Weg durch das Gewühl, die Wünsche derer befriedigend, die da saßen, aßen, rauchten oder ihre Zeitung lasen. An einem der Tische saßen vier Männer beim Jaß. Sie waren vertieft in das Spiel, das ihnen der Feierabend bescherte und zogen Wolken blauen Rauches aus ihren Brissagos.

«Unser Weizen blüht heute, Ruedi», sagte der Mann mit den weißen Haaren und dem Künstlerschlips, zu seinem Partner, einem breitschultrigen Dreißiger, und schaute mit lachenden Augen durch seine Hornbrille zu ihm hinüber.

«Und wir verlieren das Hemd auf dem Leibe, Walter und ich», murrte halb lachend, halb mißmutig einer der Gegenspieler.

«Nicht ungeduldig werden, Gusti», besänftigte Ruedi seinen Nachbarn, «das Glück hat Launen. Es geht ja um kein Kaiserreich.»

«Auch nicht um mich», antwortete Gusti, «aber Walter reißt sich vor Aerger die letzten Haare aus seinem Horeb und es bliebe doch an Dir, ginge er der einzigen Zierde seines Hauptes verlustig.»

«Die Jugend soll ihre Freude haben», gab Walter zurück. «Wer weiß, wie lange Ruedi noch Gelegenheit hat, mit uns zu jassen. Es stinkt in der Fechtschule. Die Generalmobilisation steht vor der Tür, was gilt's. Dann hat er unsern Jaßtisch gesehen.»

«Alter Pessimist», lachte Ruedi, «so schlimm ist es wohl kaum.»

«Es wäre kein Nachteil, wenn Du wieder einmal unter ein Kommando kämest. Es ist ja nicht zum Zusehen, wie Du mit uns umspringst.»

«Bock ... Trumpf ... Match ...» Ruedi legte die zwei letzten Karten auf den Tisch und lachte: «Es gäbe auch andere, Gusti, denen ein wenig Soldatenschule nicht schlecht bekäme.»

«Auf wen ist das gemünzt, he?»

«Diesmal nicht speziell auf Dich. Aber es gibt so viele Nörgeler und Besserwisser in unserm Lande, daß es gut wäre, wenn sie einmal einige Zeit das Maul halten müßten.»

«Also Freund des autoritären Gedankens?»

«Nicht im geringsten. Aber wir sollen als Schweizer die Rechte, die wir haben, nicht mißbrauchen. Besser wäre, sich mehr auf die Pflicht besinnen. Nichts ist ekelhafter als billiger Patriotismus. Ein rechter Eidgenosse muß auch das Maul halten können.»

«Oho, Kanonier Gerber schießt scharf», ließ sich Walter vernehmen. «Schade, daß Du nicht Bundesrat geworden bist. Du hättest das Zeug dazu, den Leuten das Mösch zu putzen.»

«Schimpft mir Ruedis Idealismus nicht», wehrte sich Otto Bachmann, Ruedis Partner. «Er hat so unrecht nicht. Es wird mit dem Maul viel gesündigt aus bloßer Gedankenlosigkeit.

ich kann es nicht verantworten, eine Lücke im Ganzen zu bilden.

Ich bin Soldat und auf mich kann man zählen.

Wie mancher hat mir schon gesagt: «Ja, wenn es dann einmal ernst gilt, dann bin ich auch dabei.» Wie will einer aber lernen, «dabei zu sein», wenn er es im Frieden nicht kann. Bildet er sich wirklich ein, im Kugelregen, in der Kälte, verwundet und verlassen, durchzuhalten, wenn er beim «Graben» die Zigarette nicht weglegen kann.

*

Gegen Abend auf dem Rückweg von einer langen Postenkontrolle, standen sich an einer Wegbiegung plötzlich der Herr Hauptmann und der Führer Märkli gegenüber. Es waren beide überrascht, der eine, weil er diese Nachlässigkeit nicht erwartet hatte, der andere, weil er es sich so bequem wie möglich gemacht hatte.

«Wie geht's denn, Führer Märkli, wo habt Ihr den Stahlhelm gelassen?»

«Daheim», war die kurze Antwort.

«Und Euern Ceinturon?»

«Am Pferd.»

«Und die Aermel, die tragen wir im Dienst nicht bis hinter die Ellbogen zurückgestülpt, Ihr seht ja erbärmlich drein, nur noch die Hosen verraten, daß Ihr ein Soldat sein könntet.»

«Deswegen bin ich doch gesund, Herr Hauptmann, die verdammten Aermel, ich werde krank, wenn ich sie heruntermache.»

Und dieser Rede folgte ein meterlanger Fluch, den zu wiederholen sich der Herr Hauptmann die größte Mühe hätte geben müssen. «Und nun, Führer Märkli, verlange ich, daß Sie sich kleiden wie ein Soldat und nicht wie ein Lump. Den Stahlhelm können Sie auf dem Marsche an den Bastsattel hängen, den Ceinturon haben Sie zu tragen. Sie können ja das Bajonett zum Stahlhelm hängen und die Aermel tragen Sie unten.» Das begriff der Führer Märkli nicht und murmelte in den Bart hinein: «An der nächsten Ecke werde ich es doch wieder anders tragen.» Das hatte der Hauptmann gehört, aber er tat einstweilen nicht dergleichen. Er ließ den Führer ziehen und holte ihn auf einer Abkürzung wieder ein. Die beiden sahen sich in die Augen und der Hauptmann sprach fest und ruhig:

«Jetzt, Führer Märkli, tragen Sie die Uniform wie ich befohlen habe.» Wieder folgte diesem Befehl ein womöglich noch längerer Fluch, der noch schwieriger zu wiederholen gewesen wäre, weil er noch tiefer in den Bart gemurmelt war. Nach langem Mühen und Würgen kam es endlich:

«Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich mach's so gut ich kann.»

Aber der Kp.-Chef ließ sich das nicht bieten, sondern ergänzte: «Nicht so, wie Sie es können, sondern so, wie ich es haben will.» Dann ließ er den wilden Krauskopf mit seinem Pferd talwärts ziehen. Auf dem Wege zum Kantonnement hatten beide Gelegenheit, sich zu überlegen, wie die Sache gehen könnte.

Das kam so.

Der Führer Märkli stand schon fest in der Küche, als der Kp.-Kommandant zurückkehrte.

«So, Märkli, loset Sie emol. Wenn Sie und der Chuchichef und der General und ich und en jede, nach em eigene Chopf go würded, und en jede miech, was er will, wie chäm ächt das use?»

«Nüd grad guet», blinzelte der überraschte Führer Märkli verstohlen und verschämt hervor.

«Sicher nid», ergänzte der Hauptmann.

«Und wenn's au nu Chleider sind und der Stahlhelm und 's Bajonett, es cha halt keine derther laufe wie *er* wott, sundern wie's verlangt wird. Und do drab ist noch keine chrank worde. Das ischt kei Kunscht, z'tue, wie *er* wott, aber sich überwinde, *das* cha nid jede. Und dafür sind mer Soldate, daß mir eus überwinded, sogar bim bloße Heilaufe.»

Damit ließ der «Kompanie-Vater», wie ihn die Mannschaft nannte, den Märkli stehen und ging in die Stube.

*

«Was isch, Märkli?»

«Jo, jo, i ha no welle fröge, ob i jetzt glich a d'Landi dörf wien-er mir versproche händ?»

«Worum söttet Sie nid a d'Landi dörfe? Was ich versproche ha, das halt i und die Lotterchleider händ mit dem nüt z'tue. Sie chömet morn mit mir. Worum glaubet Sie, daß es nüt seig mit der Landi?»

«Will Sie sich so cheibemäßig händ müeße ärgere ab mir, drum hani dänkt, jetzt drucket Sie mir au eine ine.»

«Märkli, die Sach isch verbi, Sie chömed mit a d'Landi morn, aber en Soldat isch überall eine und nid nu, wenn me lueget, oder wenn Inspektion ist.»

«Zu Befehl, Herr Hauptme.»

Und nach kurzer Weile brachte der Führer Märkli dem erstaunten Kompanie-Vater eine Tasse Kaffee aus der Küche.

«Vo jetzt a bin ich en Soldat, Herr Hauptme.»

«Und hoffetli blibet Sie eine», gab ihm sein Vorgesetzter freudig zurück.

Als aber der Hauptmann kurz nachher weiter zu Tale schritt, hörte er hinter sich auf der Höhe einen herzerquickenden Jauchzer, wie er noch keinen vernommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ist es gut, wenn es noch junge Bürger gibt, die den Mut haben, gegen etwas aufzustehen, das sie nicht in Ordnung finden. Ihr Idealismus ist mehr wert als unsere Skepsis.»

«*Abendblatt! Neueste!*»

Dieser Ruf des Zeitungsverkäufers, der eben das Lokal betrat, unterbrach die Diskussion der vier. Die Welt war voller Spannung und Wirrnis und das alte Pulverfaß Europa konnte jeden Augenblick explodieren. Deutschland stand gerüstet an der Grenze gegen Polen und die Zwischenfälle mehrten sich mit jedem Tag. Man riß dem Verkäufer die druckwarmen Blätter fast aus den Händen, obwohl sie nicht viel Neues zu berichten wußten. Aber auf allen Gemütern lastete die Gewißheit, daß es Krieg geben werde.

«Du wirst Deinen Tornister packen müssen, Ruedi», nahm Otto das Gespräch wieder auf. «Das kann nicht mehr lange dauern.»

«Habe ich schon getan», antwortete Ruedi. «Ein rechter Soldat wartet nicht erst den Befehl ab, wenn er sieht, wie der Karren steht.»

«Was gehen uns diese Händel an?», brummte Walter, «solange sie sich dort oben an der polnischen Grenze die Köpfe blutig schlagen?»

«Und was kümmert einen Mächtigen unsere Neutralität, wenn er seinen Vorteil darin sieht, uns anzugreifen?», warf Gusti ein. «Es fehlt uns ja nicht an Beispielen aus der jüngsten Geschichte.»

«Ich glaube nicht, daß für uns eine direkte Gefahr besteht», entgegnete Otto. «Jeder Angreifer weiß, daß wir gerüstet sind. Auch ein zahlenmäßig stärkerer Angreifer wird sich überlegen müssen, ob es sich lohnt, gegen uns vorzugehen. Alle wissen, daß es nicht ohne große Verluste möglich wäre, irgendwo einzudringen, und das kommt uns zugute.»

«Die Landesverteidigung ist ein teurer Artikel», seufzte Walter. «Da können wir wieder steuern, bis uns das Liegen weh tut. Es wäre sicher da und dort billiger gegangen.»

«Hätten wir denn alles beim Alten lassen sollen», brauste Ruedi auf, «damit wir beim ersten Ansturm überrannt werden?» Böse rollte er seine stahlgrauen Augen und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. Im Eifer warf er sein Bierglas um, dessen Inhalt sich in breitem Strome über seine Hose ergoß. Die andern lachten und die Serviertochter, die herbeikam, den Schaden gutzumachen, schalt Ruedi in ihrem gemütlichen Berndeutsch einen Stürmi.

Der Spätwagen der Straßenbahn, mit dem Ruedi und Otto nach Hause fuhren, war überfüllt. In eine Ecke gedrückt standen sie nebeneinander, jeder seinen Gedanken nachhängend.

«Woran denkst Du?», fragte Otto seinen jungen Gefährten.

«An das, was kommen wird.»

«Es wird kommen, das glaube ich auch und Du wirst hinaus müssen, wer weiß wie lange. Wir drei, Walter, Gusti und ich, sind zu alt dazu. Wir waren das letztemal draußen.»

«Es ist nicht leicht, wenn man 4 Kinder daheim läßt und eine Frau, die alles schwer nimmt.»

Es wird noch manches nicht leicht sein, auch für Dich nicht. Ich habe es erlebt. Das Entbehren der Frau, der gewohnten Zweisamkeit gibt zu schaffen. Immer nur mit Männern in Tuchfühlung, da gewinnen fremde Frauen an Reiz. Brauchst mich nicht so verwundert anzuschauen. Ich spaße nicht.»

Blätter aus der schweizerischen Kriegsgeschichte

Vor 500 Jahren: 1440 — Der alte Zürichkrieg

Die Wirren eines Bürgerkrieges erfüllten vor 500 Jahren die Ostschweiz und drohten, die erst lose gefügte Eidgenossenschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern. Der nach der Ostschweiz gerichtete Expansionswille des Landes Schwyz unter der Führung Ital Redings und der nach der Beherrschung der Straße nach Chur gerichtete Ausdehnungsdrang Zürichs unter Bürgermeister Stüßi stießen seit 1436 hart aufeinander bei der Teilung des großen Erbes des kinderlos verstorbenen Grafen von Toggenburg. Die Entwicklung führte zu einem völligen diplomatischen Sieg von Schwyz, das sich zwischen Zürichsee und Wallensee festsetzte und die äußere Ostschweiz zu einer schwyzerischen Interessensphäre gestaltete. Eine schiedsgerichtliche Erledigung des Streites lehnte Zürich ab und nur mit Mühe konnte 1439 ein Blutvergießen durch einen Waffenstillstand vermieden werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes holte Schwyz im Oktober 1440 zu einem raschen Schlag aus gegen das Sarganserland. Während Zürich mit den aufrührerischen Landleuten von Sargans verbündet war, nahm sich Schwyz des Landesherrn an, des Grafen von Werdenberg, setzte ihn wieder als Besitzer ein und sicherte sich damit zugleich seine Interessen. Das Sarganserland wurde kampflos besetzt und innert vier Tagen vereidigt. Während dieses Zuges nach Sargans stand die schwyzerische Hauptmacht am Etzel auf Grenzwache gegen Zürich. Am 1. November rückte auch der schwyzerische Auszug wieder in Lachen ein, so daß nun die gesamte Streitmacht der Schwyzer, an die 2000 Mann, versammelt war. Trotz dem Abmahnen der eidgenössischen Boten schickte nun Schwyz an Zürich den Absagebrief und beschloß den Angriff auf die zürcherische Landschaft. Unterdessen hatten sich 6000 zürcherische Krieger eingeschifft und gingen bei Pfäffikon an Land. Zürcher und Schwyzer rüsteten zum Kampf. Aber keiner griff an, jeder erwartete den Angriff des Gegners. Inzwischen hatten sich 800 Urner und Unterwaldner am Etzel entschlossen, für Schwyz einzutreten und den Zürchern ebenfalls den Absagebrief zu schicken. Als dann am folgenden Morgen Reding das Lager der Zürcher angreifen wollte, fand er alles leer: sie waren bei Nacht und Dunkelheit geflüchtet und in der Ferne erkannte man noch in Dunst und Nebel ihre Schiffe. Es scheint, daß die unerwartete Parteinahme anderer eidgenössischer Orte für Schwyz den Kampfmut der Zürcher sinken ließ und sie zu diesem fluchtähnlichen Rückzug veranlaßte, mit dem sie ihre ganze Landschaft den Raubzügen, Plünderungen und Brandschatzungen durch die Eidgenossen preisgaben. Schließlich mußten sie um einen Waffenstillstand ersuchen und dabei Pfäffikon, Wollerau, Hurden und die Ufenau an Schwyz abtreten, das damit auch am obern Ende des Zürichsees Fuß faßte. In der Folge flackerte der Krieg aufs neue auf und Zürich verbündete sich vorübergehend sogar mit Oesterreich gegen die übrigen Eidgenossen, bis im Jahre 1446 dieser unselige Bruderzwist unter den Eidgenossen endgültig beigelegt werden konnte.

Mit dem Zug nach Sargans aber hatten die Schwyzer 1440 die Grundlage gelegt für die spätere Zugehörigkeit dieses Gebietes zur Eidgenossenschaft, das in unserer Zeit zur modernen Großfestung und zu einem Eckpfeiler unserer Landesverteidigung ausgebaut wird.

Drei Kreuze

Ich seh' es flattern im Winde,
das weiße Kreuz im roten Feld,
staunend blicke ich nieder,
von hoher Warte, in die Welt.

Mein Aug' geht suchend weiter,
da bleib ich plötzlich stehn,
ist hinter jenem Kreuze,
nicht noch ein Kreuz zu seh'n?

Ein stilles, braunes Holzkreuz,
steht an der weißen Wand,
dies Kreuz spricht von Vergebung,
hab ich's zur Zeit erkannt?

Und noch ein Kreuz steht draußen,
ein Kreuzlein still und gut,
von Menschenhand geschaffen,
im weißen Grund, wie Blut.

So lieb' ich denn drei Kreuze,
mir ward es zum Gebot,
zu lieben und zu achten,
Rotkreuz, Schweiz und Gott.

E. B.

«Aber ich bin doch kein Lump?»

«Man braucht gar kein Lump zu sein, um zu fehlen. Es ist nicht die Unmoral, die diesen Zustand schafft, sondern die Natur, die ihr Recht sucht. Ich kenne die Reue darüber, wenn man seinem Fleisch nachgibt. Sie ist schwer und lang und davor möchte ich Dich bewahren.»

Ruedi sah seinen Freund ernst an. Er wußte wohl, daß dessen Warnung der Erfahrung entstammte, aber er hoffte, daraus nie praktischen Nutzen ziehen zu müssen. Unterdessen war seine Haltestelle gekommen und er bot Otto die Hand zum Abschied.

«Gute Nacht, Ruedi. Wenn es sein muß, dann guten Dienst und kehre zurück als der, der Du hinauszogst.» Damit drückte der Weißhaarige dem um viele Jahre jüngern Freunde die Hand und seine Stimme zitterte leicht, denn er wußte, welche Leiden und Gefahren eine Grenzbesetzung in sich schloß.

Sinnend ging Ruedi die wenigen Schritte bis zu seinem Hause. Das, was ihm Otto gesagt, ging ihm durch den Sinn. Er dachte an Lysel, seine Frau. Nein ..., da war keine Gefahr. Sie lebten gut zusammen.

Das Haus lag still und dunkel im Garten. Da schliefen sie, seine Frau und seine vier Kinder. Ein Gefühl des Glücks durchströmte ihn. Hier war sein Heim ...

Noch waren es kaum zehn Jahre her, seit er mit Lysel hier eingezogen. Ihre Herzen waren voll von Glück, Freude und gutem Willen. Es kam manches anders, als sie gedacht. Sorge, Kummer, Krankheit und viel, viel Kleinkram des Alltags, der sich wie Staub auf ihr schimmerndes Glück legte. Aber es ging immer. Ihre Liebe war stiller, aber lauterer geworden. Alle zwei Jahre meldete sich ein Kind. Es war nicht eitel Freude, wenn sich diese Tatsache nicht mehr verheimlichen ließ. Aber noch an jedem Kinde hatten sie Freude erlebt, wenn es da war und ein jedes half mit, das Band enger zu knüpfen, das sie zusammenhielt.

Mancher Kollege lächelte spitz und sah ihn über die Achsel an, wenn es hieß, es hätte sich eine Jugend bei ihnen eingestellt. Er hätte manchmal mit der Faust zuschlagen mögen. Man zählte ihn und Lysel zu den Dummen und gab es ihnen zu merken. Unverantwortlich, soviel Kinder in die Welt zu setzen, wo es ohnehin schon zu viel Menschen gab ... Ruedi kannte wohl den Egoismus, der hinter diesen Worten steckte. Kinder haben, war mühsam und hinderlich den Genüssen, zu denen die Welt lockt. Dazu die fürchterliche Angst, als rückständig verlacht zu werden. Früher hatte ihn dies oft gekränkt, aber heute war es ihm egal. Er wußte, daß jeder sein eigenes Leben leben mußte.

(Fortsetzung folgt)